

Sitzungsberichte

der

philosophisch-philologischen und
historischen Classe

der

k. b. Akademie der Wissenschaften

zu München.

Jahrgang 1887.

THIS ITEM HAS BEEN MICROFILMED BY
STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
REFORMATTING SECTION 1994. CONSULT
SUL CATALOG FOR LOCATION.

1887.

In Commission bei G. Franz.

Oeffentliche Sitzung der königl. Akademie
der Wissenschaften

zur Feier des 128. Stiftungstages

am 28. März 1887.

Der Präsident Herr von Döllinger hielt einen Vortrag
„über den Einfluss der griechischen Literatur und Cultur auf
die abendländische Welt im Mittelalter.“

Der Classensecretär Herr v. Prantl widmete dem am
24. März verstorbenen ordentlichen Mitgliede Georg Martin
Thomas Worte der Erinnerung und erwähnte sodann die
weiteren Verluste, welche die philosophisch-philologische
Classe im abgelaufenen Jahre durch den Tod dreier aus-
wärtigen Mitglieder erlitten hatte, indem am 6. August 1886
in Berlin Professor Wilhelm Scherer, am 13. December
1886 in Kopenhagen Professor Johann Nikolai Madvig
und am 27. Januar 1887 in Rom der erste Secretär des
archäologischen Institutes Wilhelm Henzen starben. Be-
züglich des Näheren über die genannten vier Gelehrten wurde
auf die hiemit folgenden Nekrologe verwiesen.

Georg Martin Thomas,

geboren in Ansbach als Sohn eines Schneidermeisters am
12. Februar 1817, besuchte das Gymnasium seiner Vater-
stadt und bezog dann die Universität Leipzig, wo er zuerst

Theologie studirte, hierauf aber sich zur classischen Philologie wandte, in welcher er sich besonders der Führung Gottfried Hermann's erfreute. Dort promovirte er und wurde Mitglied der griechischen Gesellschaft. Im Jahre 1840 begab er sich nach München, wo er Ende März 1841 sich mittelst seiner „*Commentatio de Aristophanis Avibus*“ unter Beifall der philosophischen Fakultät habilitirte, aber seitens der Staatsregierung die Zulassung als Privatdocent nicht erhielt. Er fand dann, nachdem er einige Zeit eine Privatilehranstalt geleitet hatte, eine Anstellung als Professor des Lateinischen am k. Kadettencorps. und als an ihn ein Ruf an die Universität Basel ergangen war, wurde er im Januar 1863 zum Bibliothekar an der hiesigen Staatsbibliothek ernannt. Von 1871 bis 1874 vertrat er seine Vaterstadt im deutschen Reichstage. Beginnende körperliche Leiden nöthigten ihn bereits im Mai 1877 in den Ruhestand zu treten, doch war es ihm noch vergönnt, in stiller Zurückgezogenheit wissenschaftlich zu arbeiten und auch die Früchte eines öfteren Aufenthaltes in Venedig zu verwerthen; im verflommenen Winter aber schwanden allmählig seine Kräfte und eine Muskelatrophie endete am 24. März des heurigen Jahres sein Leben. Unserer Akademie gehörte er seit 1848 als ausserordentliches und seit 1856 als ordentliches Mitglied an. Er war uns stets ein treuer hochgeschätzter Amtsgenosse, welcher beseelt von einer dem Idealen zugewandten Gesinnung und unterstützt durch ausgebreitete Kenntnisse sich eifrig an unseren Arbeiten betheiligte, wobei er es verstand, Allem, was er ergriff, das Gepräge einer gewissen persönlichen Wärme zu geben. Er hatte ein feines Gefühl für alles Edle und Gute, sei es, dass es in Ereignissen und Zuständen oder dass es in Personen sich kund gab, und er war begeistert für die Macht und den Beruf des staatlich geeinigten deutschen Vaterlandes; er war aber auch ein sorgsamer Diener der Wissenschaft und ein fruchtbarer Förderer

derselben. Eine Dienstleistung dankenswerthester Art nennen wir es, dass er als Bibliothekar in den Fussstapfen Schmeller's in das durch Halm veranlasste mühevoll, ja dornenvolle Unternehmen eines Kataloges der handschriftlichen Schätze eintrat, wobei er an dem bändereichen Verzeichnisse der lateinischen Handschriften thätigsten Antheil nahm und den die übrigen nicht-deutschen Codices betreffenden Band allein besorgte („Catalogus codicum lat. bibliothecae regiae Monacensis“, T. I, p. 3, T. II, p. 2 u. 3, 1873—78). Kleinere Arbeiten betrafen den Thukydides und den Ovidius, sowie mancherlei pädagogische Fragen; auch lieferte er zahlreichste Beiträge in die „Gelehrten Anzeigen“, in die Allgemeine Zeitung und viele andere Zeitschriften. In der öffentlichen Sitzung der Akademie von 1860 hielt er die Gedächtnissrede auf Fr. Thiersch. Insbesondere aber verdankt ihm die Geschichtsforschung unter allgemeiner Anerkennung eine wesentliche Förderung durch seine Studien in Venedig, wo er bei wiederholtem Aufenthalte die Markus-Bibliothek und das Archiv zu wissenschaftlichen Zwecken ausbeutete. So veröffentlichte er in Verbindung mit Dr. Tafel „Urkunden zur Geschichte des Freistaates Ragusa“ (1851) und „Der Doge Andreas Dandolo und die von ihm angelegten Urkundensammlungen“ (1885), sodann allein „Urkunden zur Handels- und politischen Geschichte Venedigs“ (in den „Fontes rerum Austriacarum“ 1856 f.). Auch entwarf er mit Kunstmann und Sprunner den „Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerika's“ (1859), es folgte eine Ausgabe des „Periplus des Pontus Euxinus“ (1864) und einer Chronik über den „Lateinerzug nach Konstantinopel“ (1864) und desgleichen über „die Eroberung Konstantinopel's“ (1868). Werthvollste Ergebnisse seiner Forschung waren: „Das Capitular des deutschen Hauses in Venedig“ (1874), „De passagiis in terram sanctam“ (aus einem Codex Marcianus, 1879) und „Diplomatarium Veneto-Levanticum“ (1880), sowie seine Auszüge aus Marino Sanuto's

Diarien in Bezug auf Luther und die Reformation (1883). Ausserdem besorgte er Ausgaben der Werke Fallmerayers, der Opuscula philologica Köchly's und der gesammelten Schriften des A. v. Jochmus. Er hatte sich der Anerkennung zu erfreuen, dass ihn die Petersburger Akademie, die Deputazione Veneta di storia patria, das Instituto Veneto di scienze, die Société géographique in Paris und noch mehrere andere gelehrte Genossenschaften unter ihre Mitglieder aufnahmen. (Seine sämtlichen Schriften, aus welchen hier nur eine Auswahl hervorgehoben wurde, finden sich vollständig aufgezählt im Almanach unserer Akademie für das Jahr 1884, S. 207 ff.).

Wilhelm Scherer,

geboren am 26. April 1841 zu Schönborn in Niederösterreich als Sohn eines Oberamtmannes, besuchte die Elementarschule in Göllersdorf und hierauf (1854) das akademische Gymnasium zu Wien, von wo er (1858) an die dortige Universität übertrat und bereits von einer ausgesprochenen Neigung zur deutschen Literatur beseelt hauptsächlich bei Pfeiffer, dem bekannten Gegner Lachmann's, Vorlesungen hörte. Aber schon 1860 begab er sich an die Berliner Universität, wo ihn die entgegengesetzte Richtung umfing, indem er durch Müllenhoff und Haupt die strenge Methode der Forschung kennen lernte und in die ausgebildete Technik der Kritik und Exegese literarischer Werke eingeführt wurde, so dass er bezüglich der Streitfrage über Ursprung des Nibelungenliedes zum Gegner Pfeiffer's wurde und sich als ein hervorragendes Mitglied der Lachmann'schen Schule entwickelte. In Berlin hörte er auch bei Jakob Grimm, bei Homeyer, und besonders Sprachvergleichung bei Bopp und Weber. Zurückgekehrt in seine Heimat habilitirte er sich am 9. März 1864 als Privatdocent an der Wiener Universität

mittelst einer Abhandlung „Ueber den Ursprung der deutschen Literatur“ (gedruckt auch im 13. Bande der Preussischen Jahrbücher). In Verbindung mit Müllenhoff gab er nun die „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert“ heraus (1864, 2. Auflage 1873), wobei er seinerseits die Textkritik jener kleineren Literaturerzeugnisse, sowie die Anmerkungen zu den prosaischen Schriften übernahm; auch lieferte er in die Preussischen Jahrbücher (1864 und 1865) zwei Aufsätze über J. Grimm, welche er zusammen umgearbeitet in seiner mit grösstem Beifalle aufgenommenen Schrift „Jakob Grimm“ veröffentlichte (1865, die 2. bei der Grimmfeier erschienene Auflage, 1885, enthält auch einen Nekrolog, welchen Scherer bereits in Berlin nach Grimm's Tod, 1863, geschrieben hatte). Sowie er schon hier eine glänzende Probe seiner Universalität der Auffassung, der Reife seines Urtheiles und der Schönheit seiner Darstellung gegeben hatte, so steigerte sich seine Geltung durch die epochemachende Schrift „Zur Geschichte der deutschen Sprache“ (1868, 2. Aufl. 1878), worin er die Grundsätze der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft bezüglich einer ursprünglichen Einheit aller germanischen Sprachen unter Beiziehung der lebenden Dialekte in einer Weise durchführte, dass sich hieran als ein neuer Zweig der Wissenschaft die Erforschung der Laut-Physiologie knüpfte, in deren Folge die bekannte Frage über Lautgesetz und Analogie zur Erörterung kam. Während im Jahre 1868 eine Berufung Scherer's von anderen Seiten her in Aussicht genommen war, starb Pfeiffer, und die Professur desselben ging nun an Scherer über, welcher neben den wissenschaftlichen Leistungen auch einen bedeutenden Lehrerfolg aufzuweisen hatte. Im folgenden Jahre wurde er Mitglied der Wiener Akademie, in deren Sitzungsberichten bereits 1866 seine Abhandlung „Das Leben Abt Willirams von Ebersberg“ erschienen war; auch übernahm er (1869) die Fortführung der begonnenen zweiten Auflage von J.

Grimm's Grammatik. Die grossen Ereignisse der Zeit 1870/71 wirkten auf das deutsche Vaterlandsgefühl Scherer's mächtiger, als es in Oesterreich wünschenswerth schien, und wenn auch die ihm drohende Disciplinar-Untersuchung unterblieb, erhielt er doch eine officielle Verwarnung. Nicht ausser Zusammenhang mit dem Siege Deutschlands stand es, dass er gemeinschaftlich mit Ottokar Lorenz eine „Geschichte des Elsasses von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart“ (1872) verfasste, wobei er seinerseits den literar-geschichtlichen Stoff bearbeitete. Und es fügte sich vortrefflich, dass er unmittelbar hierauf (noch 1872) an die neu eingerichtete Universität Strassburg berufen wurde, wo er sofort durch Gründung eines deutschen Seminares, an dessen Leitung Steinmeyer und später auch Erich Schmidt sich betheiligten, eine Bildungsstätte für Germanisten schuf und überhaupt durch einen grossen Zuhörerkreis auf Förderung des Deutschthums die günstigste Wirkung ausübte. Er vereinigte sich (1874) mit Bernhard ten Brink und (1875) Steinmeyer zur Herausgabe der „Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker“, worin seit 1874 die Arbeiten des Strassburger Seminares ihre Veröffentlichung fanden; aus Scherer's Hand stammen daselbst „Geistliche Poëten der deutschen Kaiserzeit“ (1874 f.) und „Geschichte der Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert“ (1875), wobei er den Zusammenhang mancher von ihm erst entdeckten Literatur-Erzeugnisse mit der damaligen Theologie nachwies, ferner die gemeinschaftlich mit Heinzel veranstaltete Ausgabe von Notker's Psalmen (1876), sowie „Die Anfänge des deutschen Prosa-Romanes und Jörg Wickram von Colmar“ (1877), d. h. Untersuchungen über die Textgeschichte des Eulenspiegels, über Amadis und Wickram, sodann „Aus Goethe's Frühzeit, Bruchstücke eines Commentares zum jungen Goethe (1877), endlich die Vorrede zu Mannhardt's nachgelassenen mythologischen Abhandlungen (1884). Inzwischen hatte er auch zwanzig Auf-

sätze aus verschiedenen Zeitschriften nebst der Abhandlung „Ueber die Entdeckung Germaniens“ (aus Müllenhoff's Alterthumskunde, Bd. I) in Einen Band unter dem Titel „Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich“ (1874) zusammengefasst. Daneben erschienen aus den Wiener Sitzungsberichten unter dem Titel: „Deutsche Studien“: „Spervogel“ und „Die Anfänge des Minnesanges“ (1870), „Der Kürnberger“ (1874), „Dramen und Dramatiker“ (1878). Auch übernahm er mit Müllenhoff und Steinmeyer die Redaktion der Neuen Folge der „Zeitschrift für deutsches Alterthum und deutsche Literatur“ nebst „Anzeiger“, an welch letzterem hauptsächlich er selbst mitarbeitete. Im Herbst 1877 verliess er Strassburg, um in Berlin an der Seite Müllenhoff's zu wirken, wo er in gleichem Grade seine erfolgreichste Lehrthätigkeit und seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzte. Von einer bis Sicilien ausgelehnten Reise, welche er im Frühjahr 1879 mit seiner jungen Gattin unternommen hatte, heimgekehrt, begann er jenes Hauptwerk, durch welches er auch weiteren Kreisen einen hohen geistigen Genuss bereitete, nemlich die „Geschichte der deutschen Literatur“ (1883, 3. Auflage 1887), in welcher er es verstand, die ganze geschichtliche Entwicklung bis zu Goethe's Tod in Einem Bande (ein zweiter blieb hierbei beabsichtigt) in grossen Zügen durch künstlerische Gruppierung und treffliche Zeichnung der einzelnen Strömungen und der hervorragenden Autoren zusammenzufassen und in glänzendem Stile darzulegen, — Vorzüge, welche auch von Jenen zugestanden werden, welche mit manchen Einzelurtheilen nicht übereinstimmen. Daneben gab er heraus „Deutsche Drucke älterer Zeit in Nachbildungen“ (Murner's Schelmenzunft, 1881, Luther's sogen. September-Bibel, 1883, das älteste Faustbuch, 1885). Als im Februar 1884 sein Freund und Genosse Müllenhoff starb, machte sich Scherer an die Vollendung der bis dahin nur bruchstückweise

erschienenen „Deutschen Alterthumskunde“ desselben, es gelang ihm jedoch nicht mehr, dieselbe zu dem beabsichtigten Abschlusse zu führen, welchen er erst durch Beifügung der Entwicklung der germanischen Rechtsanschauungen erreichen wollte (bei Scherer's Tod fand sich hiezu allerdings handschriftliches Material). Im Juli 1884 hielt er in der Berliner Akademie, welche ihn schon 1875 unter ihre Mitglieder aufgenommen hatte (— unsere Akademie that das Gleiche im Jahre 1884 —) die Gedächtnissrede auf Müllenhoff, und in den Berliner Sitzungsberichten erschienen die Abhandlungen „Mars Thingsus“ (1884) und „Altdeutsche Segen“ (1885). Bei der Grimmfeier (4. Januar 1885) sprach er in der Aula der Universität die Gedächtnissrede, und es knüpfte sich hieran die Veröffentlichung der oben erwähnten neuen Auflage der Schrift „Jakob Grimm“. Nachdem Goethe's Nachlass zur Verfügung gekommen war, beabsichtigte er (damals Vicepräsident der Goethe-Gesellschaft) im Vereine mit Löper und Erich Schmidt eine neue abschliessende Gesamtausgabe, wobei nach Scherer's Ansicht an die Stelle des chronologischen Gesichtspunktes der ästhetische treten sollte. Im Sommersemester 1885 hielt er eine Vorlesung über Poetik, welche in völlig analoger Weise mit der historischen Grammatik behandelt werden sollte, d. h. er suchte gleichsam naturgeschichtliche Gesetze der Entwicklung der einzelnen poetischen Gattungen als Beantwortung der Frage, wo und wie lange dieselben gepflegt worden und warum sie gedeihen konnten. Bereits im October 1885 war an ihn die Mahnung eines Schlagflusses herangetreten, er fand aber durch längeren Aufenthalt im Süden wieder körperliche Erholung und war im Sommersemester 1886 in vollster Thätigkeit, am 6. August aber endete plötzlich ein erneuter Schlaganfall sein Leben. Ausser den genannten Leistungen hatte der treffliche Mann, welcher in der Blüthe der Jahre und mitten in der Fülle des Schaffens verschied, sich ein wissenschaftliches Verdienst als Mitarbeiter

der „Allgemeinen deutschen Biographie“ erworben, in welche er zahlreiche glänzende Artikel (von Adelung bis Müllenhoff) lieferte; auch gab er manigfache Beiträge zum Goethe-Jahrbuch, sowie in die Deutsche Rundschau, Im neuen Reich, in Westermann's Monatshefte, in die Jenaer Lit.-Zeitung und in die Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien. — In Scherer's Thätigkeit waren kritische Sprachforschung und Behandlung der Literaturgeschichte vereinigt, er war zugleich Philologe und Aesthetiker, er verband hiebei emsigsten Sammelfleiss mit dem weiten Blicke einer feinen geistvollen Auffassung. Sein Ziel war das Verständniss der Entwicklungsgeschichte sowohl der Sprache als auch der Autoren, und in Erforschung des Causalzusammenhanges wollte er Sprache, Poesie, Recht, Religion und Sitte der Deutschen auf einen gemeinsamen Drang der Volksseele zurückführen und so den letzten tieferen Grund der Erscheinungen erfassen. Indem er stets die jeweilige geistige Atmosphäre und somit den Einfluss der Zeitgenossen auf die Schriftsteller in lebendige Beziehung mit der persönlichen Begabung und Bildung derselben brachte, blickte er für das grosse Ganze der Entwicklung eines fortschreitenden nationalen Lebensideales auf sämtliche Bethätigungen des deutschen Volksstammes. Und während er so durch seine Forschungen überall einen ausgereiften Inhalt darbot, verband sich damit bei ihm eine formvollendete Darstellungsweise.

Johann Nicolai Madvig

geboren am 7. August 1804 in Svanike auf der dänischen Insel Bornholm als Sohn eines Gerichtsschreibers leistete schon als zehnjähriger Knabe seinem Vater mancherlei Beihilfe, wodurch er in seiner frühesten Entwicklung die Gabe juristischen Scharfsinnes erwerben konnte. Nach dem Tode des Vaters (1816) kam er, von Freunden unterstützt, an die

Gelehrten-Schule zu Frederiksborg in Seeland, worauf er im Jahre 1820 die Universität Kopenhagen bezog, woselbst er (1822) eine Bearbeitung einer Preisaufgabe, welche die in den Verrinnen Cic.'s erwähnten Kunstwerke betraf, einreichte und auch (1825) zu jenen fünf Studirenden gehörte, welche gemeinschaftlich „Gasp. Garatonii notae in Ciceronis orationes“ herausgaben. Nachdem er 1825 die beiden philologischen Staatsprüfungen bestanden hatte, erwarb er (15. Juli 1826) die Magisterwürde durch eine Dissertation „Emendationes in Ciceronis libros de legibus et Academica“ und trat hierauf sofort (im August) als Hilfslehrer und Examiner der lateinischen Philologie ein. In Folge seiner im Sommer 1828 veröffentlichten „Epistola critica ad Orellium de orationum Verrinarum libris duobus extremis emendandis“, welche bereits eine gewisse Berühmtheit erlangte, wurde ihm (16. September) die Vertretung des damals verreisten Thorlacius übertragen, und nachdem er am 8. November desselben Jahres mittelst der Dissertation „De Asconii Pediani et aliorum veterum interpretum in Ciceronis orationes commentariis“ als Doctor der Philosophie promovirt hatte, wurde er an Stelle des unterdessen verstorbenen Thorlacius am 17. November 1829 zum Professor der lateinischen Sprache und Literatur ernannt, womit die Funktion als „professor eloquentiae“, d. h. die Obliegenheit verbunden war, die üblichen Universitäts-Programme zu verfassen. Daneben übernahm er im December 1832 die Stelle eines Universitäts-Bibliothekares, welche er bis zum Juli 1848 bekleidete, und trat (1833) als Mitglied in die dänische Gesellschaft der Wissenschaften, sowie in die für Herstellung eines dänischen Wörterbuches (1834) und später (1841) für Ordnung der Handschriften der Bibliothek eingesetzten Commissionen ein; auch war er (1829—38) Mitredacteur der Maanedsskrift for Litteratur. In den Programmen legte er zahlreiche Einzel-Ergebnisse seiner Studien auf dem Gebiete der lateinischen Philologie

nieder¹⁾, unter welchen die Forschungen über die römischen Colonien, über den *ordo equestris*, über die Aerar-Tribunen und über Attius hervorragenden Werth beanspruchen. Madvig selbst veranstaltete unter dem Titel „*Opuscula academica*“ (2 Bände, 1834 u. 1842) eine Sammlung der Programme, wovon eine neue Auflage mit Einschluss der „*Epistola ad Car. Halmium*“ in Aussicht gestellt ist. In jene erste Periode seiner Thätigkeit fällt auch seine Bethheiligung an Henrichsen's Ausgabe von Cicero de Oratore (1830), sowie die Herausgabe von Ciceronis orationes selectae duodecim (1830, wovon noch 7 neue Auflagen erschienen, deren spätere seit 1867 nur zehn Reden enthalten); dann erschienen Ciceronis Cato maior et Laelius (1835) und Cicero de finibus (1839, 3. Aufl. 1876), letzteres eine hervorragende Leistung, indem Madvig hiebei nicht nur Text-Kritik übte, sondern auch in einlässlicher Erklärung mit Scharfsinn auf die falschen Schlüsse Cicero's und auf dessen oberflächliche Benützung der griechischen Quellen hinwies. Inzwischen hatte er veröffentlicht „Om Kjønnet i Sprogene, især i Sanskrit, Latin og Graesk“ (1836), und es folgte hernach auch eine histor-

1) Dieselben sind: De Apuleii fragmentis de orthographia (1829). De loco Ciceronis in libro quarto de republica ad ordinis equestris instituta spectante (1830). De locis aliquot Juvenalis interpretandis (1830 u. 1837). De emendatione locorum aliquot orationum Ciceronianarum (1831). De Attii didascaliceis (1831). De coloniarum populi Romani iure et condicione (1832). De aliquot lacunis codicum Lucretii (1832). De locis aliquot Ciceronis orationum Verrinarum (1832 f.). De emendatione aliquot locorum orationis Tullianae pro M. Coelio (1833). De emendandis Ciceronis orationibus pro P. Sestio et in P. Vatinius (1833 f.). Epimetrum de Horatii Sat. I, 2, v. 25 (1834). De emendandis Ciceronis orationibus de provinciis consularibus et pro L. Balbo (1834 f.). De formarum quarundam verbi latini natura et usu (1835 f.). De emendandis Ciceronis libris de legibus (1836). De locis quibusdam grammaticae latinae admonitiones (1837). De tribunis aeraribus (1838). Epimetrum de versibus Ennii in initio Catonis positis (1842).

ische Arbeit „Blik paa Oldtidens Statsforfatninger med Hensyn til Udviklingen af Monarchiet og en omfattende Statsorganismen“ (1840). Dann aber begann seine grammatische Thätigkeit, indem er zunächst „Latinsk Sproglaere“ (1841), hierauf aber dieselbe deutsch „Lateinische Sprachlehre mit Bemerkungen über verschiedene Punkte des Systems der lateinischen Sprachlehre“ (1843) herausgab; im Zusammenhange damit stand „Om Sprogets Vaesen, Udvikling og Liv“ (1842). Eine einflussreiche Gestalt erhielt die lateinische Grammatik durch die kürzere Bearbeitung „Latinsk Sproglaere til Skolebrug“ (1844, 4. Aufl. 1862), gleichzeitig deutsch „Lateinische Sprachlehre für Schulen“ (1844, mit vielen weiteren Auflagen), wovon Uebersetzungen in die meisten europäischen Sprachen erschienen. Bald hernach beschäftigte er sich auch mit dem Griechischen, jedoch nur nach der syntaktischen Seite und auch mit geringerem Erfolge; es erschien nemlich zuerst in dänischer Form (1846, 2. Aufl. 1884), dann deutsch „Syntax der griechischen Sprache mit Bemerkungen über einige Punkte der griechischen Wortfügungslehre“ (1847, 2. Aufl. 1884). Inzwischen hatte Madvig noch herausgegeben „Poetarum aliquot latinorum carmina selecta carminumve partes (1843) und „Om Skandinavismens forhold til den almindelige Cultur“ (1844).

Das Jahr 1848 brachte eine Unterbrechung sowohl der Lehr- als auch der schriftstellerischen Thätigkeit Madvig's. Die Veranlassung hiezu lag nicht in seiner Ernennung zum Unterrichts-Inspector der gelehrten Schulen, in welcher Stellung er eine neue Ordnung derselben durchführte, sondern in seinem Eintritte in den dänischen Reichstag, welchem in den damaligen politischen Ereignissen eine hervorragende Rolle zufiel. Madvig gehörte zu der sog. eiderdänischen Partei, welche bestrebt war, den lebhaften Ruf „Dänemark bis an die Eider“ zu verwirklichen, und da diese Partei ans Ruder kam, trat er in das durch dieselbe am 16. November 1848

gebildete Ministerium als Cultusminister ein und verblieb als solcher auch noch einige Zeit in dem durch russischen Einfluss hervorgerufenen Ministerium vom 12. Juli 1851; aus diesem aber trat er am 4. December aus und wurde auch in das auf Intervention der Grossmächte neu gebildete Ministerium vom 27. Januar 1852 nicht mehr einberufen. Nach seiner den Deutschen durchaus feindlichen Gesinnung verstand es sich von selbst, dass er jenen Ministern sich anschloss, welche eine Theilung Schleswigs nach Nationalitäten als die geringste und somit jedenfalls zu verwirklichende Forderung betrachteten.

Zu Anfang des Jahres 1852 kehrte er zu seiner Professur zurück und übernahm auch wieder das Amt eines Unterrichts-Inspectors; daneben noch immer eine stete Theilnahme an der Politik zu bethätigen, hatte er im Reichstage und von 1856—63 als Vorsitzender des Reichsrathes manigfache Gelegenheit; im Jahre 1867 wurde er von der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften zum Präsidenten gewählt. Allmählig war er auch zur schriftstellerischen Thätigkeit zurückgekehrt, und es erschien zunächst „Om de grammatikalske Betegnelser Tilblivelse og Vaesen“ (1856 f.); sodann aber waren es politische Verhältnisse, welche ihn zu einer Meinungsäusserung veranlassten, nemlich die holsteinischen Stände lehnten einen von der dänischen Regierung im Januar 1859 vorgeschlagenen Entwurf einer neuen Provincial-Verfassung grundsätzlich ab und legten einen anderen vor, welcher den älteren Rechten Holstein's entsprach, was jedoch von der Regierung (24. März) entschieden zurückgewiesen wurde; hierauf nun bezieht sich Madvig's Schrift „Der Verfassungsvorschlag der holsteinischen Stände und Graf Sponeck“ (1859). Auf seine früheren Studien zurückgreifend veröffentlichte er seine mit grossem Beifall aufgenommenen „Emendationes Livianae“ (1860, 2. Aufl. 1877), und unmittelbar hierauf folgte die gemeinschaftlich mit Ussing be-

arbeitete Ausgabe des Livius (1861—66, 4. Aufl. 1886). Dann erschienen „Befalingsmaendene og forfremmelses vilkaarene i den romerske Haer, betragdede i deres Sammenhaeng med Stands forholdene hos Romerne i det Hele“ (1864) und „Sprogvidenskabelige Strobemaerkninger“ (1871). Unter dessen hatte er in den aufgespeicherten Schatz zahlreichster Text-Verbesserungen gegriffen, welchen er sich beim Studium der antiken Autoren allmählig anlegte, und so schritt er jetzt zur Veröffentlichung seiner „Adversaria critica“, deren 1. Band (1871) Erörterungen über die Methode der Textkritik und Conjecturen zu griechischen Autoren enthält, worauf der 2. Band (1873) den Lateinern gewidmet ist. Im Jahre 1874 befiel ihn ein Augenleiden, welches sich binnen Jahresfrist so sehr steigerte, dass er weder lesen noch schreiben konnte; in Folge hievon war er wohl aus dem Reichstage ausgetreten und hatte die Inspectorstelle niedergelegt, aber seine Vorlesungen behielt er zunächst noch bei und setzte auch, natürlich mit fremder Beihilfe, die wissenschaftlichen Arbeiten fort. So besorgte er unter dem Titel „Kleine philologische Schriften“ (1875) eine in deutscher Sprache auftretende Sammlung verschiedener Programme und mehrerer Abhandlungen, welche in den Publicationen der Gesellschaft der Wissenschaften erschienen waren. Ja es geschah, dass die Universität im Jahre ihrer vierhundertjährigen Jubelfeier (1879) ihn abermals zum Rector wählte, welche Würde er vorher bereits fünfmal bekleidet hatte; die juristische Fakultät ernannte ihn bei jener Festlichkeit zum Ehren-Doctor. Am 1. Januar 1880 legte er die Professur nieder; aber eine Frucht dauernder geistiger Rüstigkeit war das zweibändige Werk „Die Verfassung und Verwaltung des römischen Staates“ (1881—82), welches gleichzeitig in dänischer und in deutscher Sprache erschien, und ausserdem fügte er noch — zum Erstaunen der Fachgenossen — den zwei Bänden der „Adversaria critica“ einen dritten hinzu (1884), in welchem un-

gefähr ein Drittel der Textkritik griechische Autoren betrifft. Seine letzte Kundgebung war eine am Anfange November 1886 als Manuscript gedruckte Abhandlung, welche eine schärfste Verwerfung des Urtheiles des obersten Gerichtshofes enthält, wornach die Rechtskraft provisorischer Gesetze so lange bestehen bleibe, bis seitens beider Dinge eine Ablehnung eintrete. Am 13. December 1886 setzte ein Blutsturz dem Leben des hervorragenden Mannes ein Ende.

Als akademischer Lehrer war Madvig gewissenhaft und streng, aber auch ein Tröster und Helfer der Studirenden, welche vertrauensvoll sich an ihn wandten. Als Gelehrter stand er in dem Rufe, im Gebiete der skandinavischen Länder der weitaus bedeutendste Vertreter der classischen Philologie zu sein, und als solcher fand er auch ausserhalb Dänemarks die ihm gebührende Anerkennung (die Berliner Akademie nahm ihn bereits im Jahre 1836, die unsere im Jahre 1869 unter ihre Mitglieder auf). In jeder Beziehung war bei ihm unermüdeter fruchtbarer Fleiss unterstützt durch äussersten Scharfsinn sowohl betreffs der Kritik als auch bezüglich der Erklärung. So verdankt ihm die lateinische Grammatik selbst abgesehen von dem äusseren Erfolge, welchen sie in der Form des Schulbuchs auf Jahrzehnte erreichte, eine bleibende wissenschaftliche Grundlage, insoferne sie mit sicherem Sprachgeföhle an die Blüthezeit der römischen Literatur anknüpfte, und selbst in sprachphilosophischer Richtung äusserte er, obwohl ihm Geschichte der Sprache und Sprachvergleichung an sich etwas ferner lag, in einzelnen Programmen und Abhandlungen mancherlei Anschauungen, welche mit den später (seit den siebziger Jahren) durch Whitney zu allgemeinerer Geltung gekommenen Grundsätzen zusammentreffen. In der Geschichtsforschung wandelte er seine eigenen Wege, indem er lediglich die alten Zeugnisse ohne irgend weiter greifende Hypothesen zu combiniren versuchte; so lehnte er auch in dem Werke über den römischen Staat grundsätzlich betreffs

der Königszeit alle jene Forschung ab, welche nach Niebuhr in reichem Masse gefolgt war, ja er versäumte sogar, dieselbe überhaupt nur zu erwähnen. Ebenso verhielt er sich im Vorworte zu Nutzhorn's Untersuchungen über Entstehung der homerischen Gedichte ablehnend gegen Wolf und Lachmann und versprach sich wenig von den in Deutschland mit besonderem Eifer betriebenen Quellenstudien bezüglich der auf älterer Literatur fussenden Autoren. Das Hauptfeld aber der Thätigkeit Madvig's lag auf dem Gebiete der Textkritik, welche er theilweise in den Programmen, vor Allem aber in den drei Bänden der *Adversaria critica* überwiegend an lateinischen Autoren übte. Sein Bestreben war hiebei nicht etwa auf die Darlegung des gesammten Handschriftenapparates, sondern auf treffende Auswahl der anerkannt besten Handschriften gerichtet. Einstimmig wird gerühmt, dass er ebensowohl Scharfblick in Erkenntniss des Fehlerhaften als Gewandtheit in Auffindung des Passenden besass und so mit glücklicher Sicherheit manch schönstes Ergebniss der Conjecturalkritik zu schaffen verstand; stets suchte er möglichst tief den Zusammenhang des Sinnes zu erfassen, und um diesen aus verdorbener Ueberlieferung wieder richtig herzustellen, griff er zuweilen auch nach Worten, welche dem Sprachgebrauche des Autors ferner lagen. Bei der Art und Weise, in welcher er mit hohem Selbstgeföhle die Leistungen Anderer theils verschwieg theils in schroffster Ausdrucksform abwies, konnte es nicht fehlen, dass er im Einzelnen manche Gegnerschaft hervorrief, welche nicht ohne Berechtigung darauf hinwies, dass durch die Geschichte der Sprache und des Wortgebrauches den Vermuthungen bestimmtere Schranken gesetzt sind (M. Hertz, *Vindiciae Gellianae alterae*, Lpzg. 1873 und C. F. W. Müller im *Philologus*, Jahrgang XIII (1858), S. 565 ff.). Jedenfalls aber wird die Wissenschaft, welche national-politischen Neigungen oder Abneigungen gegenüber auf neutralem Boden

steht, in dauernder Weise dasjenige dankbar anerkennen, was als wirklich verdienstliche Leistung Madvig's zu bezeichnen ist.

Wilhelm Henzen,

geboren am 24. Januar 1816 als Sohn eines Kaufmannes in Bremen, wo er auch die Vorbereitungsstudien zurücklegte, bezog zu Ostern 1836 die Universität Bonn, um classische Philologie, hauptsächlich unter Welcker's Leitung zu studiren, woneben er sich auch mit Sanskrit und den neueren Sprachen beschäftigte; Ostern 1838 begab er sich nach Berlin, wo er neben philologischen Vorlesungen auch historische besuchte, worauf er im Sommer 1840 in Leipzig mit einer Dissertation „*Quaestionum Polybianarum specimen continens vitam*“ promovirte. Er unternahm nun sogleich zu seiner allgemeinen Ausbildung eine längere Reise, auf welcher er zunächst in Paris und dann in London verweilte, in Rom aber traf er im Herbste 1841 zufällig mit Welcker zusammen, welchen er denn auch im Januar 1842 auf seiner Reise nach Griechenland begleitete, wovon die Rückkehr nach Rom im folgenden November stattfand. Dort nun war um diese Zeit am damals sog. Institut für archäologische Correspondenz der Unterbibliothekar Ludw. Abeken in Folge einer Erkrankung abgereist (er starb in München im Januar 1843), und auf Welcker's Empfehlung trat Henzen in die Lücke ein und gehörte somit, was für sein ganzes weiteres Leben entscheidend war, dem Institute an, und zwar zunächst unter Emil Braun, welcher, ursprünglich ein Schüler Schelling's und Baader's, seit 1835 erster Secretär war und sich einigermassen mit Archäologie beschäftigte, wobei durch ihn auch Henzen in dieselbe praktisch eingeführt wurde. Da (1842) die päpstliche Akademie für Archäologie das in Terra-nova gefundene sog. Borghesi'sche Gladiatoren-Mosaik zum

Gegenstände einer Preisaufgabe gemacht hatte, reichte Henzen eine Bearbeitung derselben ein, welche sich auf das Gladiatorenwesen überhaupt, sowie auf die römischen Amphitheater erstreckte und im April 1843 den wohlverdienten Preis erhielt (gedruckt ist die Abhandlung erst 1852). Auf das Gebiet aber der eigentlichen Kunst-Archäologie war Henzen's Neigung weniger gerichtet, und so wies ihn Braun mehr auf die lateinische Epigraphik hin, welche seit Kellermann's Tod (1837) beim Institute vernachlässigt worden war, und durch Braun's Vermittlung gieng Henzen 1844 auf einige Monate nach San Marino, um bei Bart. Borghesi Epigraphik zu studiren, wovon er als erste Frucht die Schrift publicirte „*Tabula alimentaria Baebianorum; illustravit deque publicis Romanorum alimentis dissertationem praemisit W. Henzen*“ (1844 in den *Annali des Institutes*). Am 31. December 1844 erschien Th. Mommsen auf dem Capitol, und von da an begannen die nie wieder unterbrochenen Beziehungen zwischen den beiden Männern. Während Henzen im Frühjahr 1845 am Institute zum zweiten Secretär ernannt worden war, hatte für dasselbe allmählig eine schlimmere Zeit begonnen, da insbesondere Emil Braun durch seinen überschwenglichen planlosen Idealismus bereits förmlich zum Hemmschuh geworden war, und nur Henzen's auf sorgfältige strenge Forschung gerichtetes Streben vermochte es, einen drohenden Verfall hintanzuhalten. Unterstützt von unserem jetzigen allverehrten Amtsgenossen Heinr. Brunn sorgte er von 1846 an für pünktliches Erscheinen der *Annali* und *Bulletini*, sowie für Ordnung der Bibliothek und des Archives des Instituts, und als 1847/48 die Existenz desselben gefährdet war, verdankte man es der muthvollen und aufreibenden Thätigkeit der Beiden, dass die obwaltenden Schwierigkeiten überwunden wurden. Ausser einer Abhandlung über die Augustalen (1848 in d. *Zeitschr. f. Alterthumskunde*) gab Henzen werthvolle Beiträge in die *Annali*, nemlich

Untersuchungen über die Equites singulares der Kaiser (1850, 2. Bearbeitung 1885), über die städtischen Curatoren (1851), über die Columbarien (1856), einen Bericht über die von Falkener aus Kleinasien mitgebrachten griechischen Inschriften (1852), und daneben traten allmählig Arbeiten aus dem Gebiete der Epigraphik in den Vordergrund. Nämlich nachdem bereits im Jahre 1844 der in Paris von Villemain gehetzte Plan eines Corpus inscriptionum latinarum in Berlin von Savigny aufgegriffen und hiezu (1847) von Mommsen ein Entwurf ausgearbeitet worden war, hatte sich zunächst hiegegen im Schosse der preussischen Akademie eine Opposition erhoben, über welche jedoch Mommsen schliesslich (1853) siegte (— hierauf bezieht sich Henzen's Aufsatz „Die lateinische Epigraphik“ in der Allg. Monatsschr. f. Wissensch. u. Lit. 1853 —), so dass das Unternehmen gesichert war, an dessen Durchführung sich neben Mommsen auch De Rossi in Rom und Henzen betheiligen sollten, welcher letzterem die Bearbeitung der Inschriften der Stadt Rom übertragen wurde (mit De Rossi war Henzen bereits seit 1849 in wissenschaftlicher Thätigkeit und enger Freundschaft verbunden). Zu gleicher Zeit war nach Orelli's Tod (1849) der Plan nebenher gelaufen, der im Jahre 1828 abgeschlossenen Inschriftensammlung desselben die nothwendig gewordenen Ergänzungen beizufügen, und Henzen erledigte diese ihm anvertraute Aufgabe, indem er durch mehrjährigen Fleiss einen dritten Band des Orelli'schen Werkes bearbeitete („J. Casp. Orelli, Inscriptionum latinarum selectarum amplissima collectio, Vol. III, ed. W. Henzen.“ 1856), womit er zugleich eine kritische Revision des Inhaltes der ersten zwei Bände verband. Als Emil Braun im Jahre 1856 gestorben war, wurde Henzen erster Secretär des Institutes, und neben ihm stand Heinrich Brunn in sachlicher Gleichstellung, indem die beiden Vorstände das wissenschaftliche Gebiet derartig unter sich vertheilten, dass Brunn die Archäologie und Henzen die Epi-

graphik übernahm. Die beiden begannen von 1857 an mit aller Thatkraft einen Wiederaufbau und eine Reorganisation der Anstalt, welche 1859 eine Erhöhung des preussischen Zuschusses erhielt; nachdem die früheren Bedrängnisse glücklich überwunden waren, blieb die Regelmässigkeit der Publikationen gesichert, und es ergab sich durch die leitenden Persönlichkeiten eine erfreuliche Gemeinschaft zahlreicher Gelehrten der italienischen und der deutschen Nation, aus welcher letzterer seit 1860 jüngere Männer Unterstützung durch Reisestipendien erhielten und im Institut die freundlichste nutzbringende Aufnahme fanden. Auch nachdem Brunn (1865) nach München berufen worden (an seine Stelle trat Helbig), blieb Henzen der persönliche Vermittler der Deutschen und der Italiener, welche beide ihm unbedingtes Vertrauen entgegenbrachten, und durch das Ansehen, in welchem er stand, wurde die Verbreitung deutscher Wissenschaft in Italien reichlich gefördert; in diesem Sinne wurde ihm auch im J. 1867 zur Feier seiner fünfundzwanzigjährigen Institutsthätigkeit von 164 ältern und jüngern Mitgliedern eine silberne Votivtafel überreicht, auf welcher er „*progagator litterarum apud duas nationes*“ genannt war. Er hatte inzwischen für den ersten Band des *Corpus Inscriptionum Latinarum* (1863) die Consularfasten bearbeitet und 1866 veranstaltet, dass in der Villa Ceccarelli vor der Porta Portese die Urkunden der Arvales aufgedigrahen wurden, worüber er Bericht gab in der Schrift „*Scavi nel Bosco dei Fratelli Arvali*“ (1868); später veröffentlichte er den ganzen Fund, durch welchen unsere Kenntniss jener Genossenschaft um mehr als das Doppelte vermehrt wurde, unter dem Titel „*Acta fratrum Arvalium, quae supersunt, restituit et illustravit W. Henzen*“ (1874). Das Institut, mit welchem sein ganzes äusseres Leben förmlich verflochten war, wurde im Juli 1870 zur preussischen Staatsanstalt und im Mai 1874 zur deutschen Reichsanstalt erhoben, worauf der Umbau eines ehemaligen Kornspeichers

neben dem Garten des Palazzo Caffarelli begann, welches neues Lokal am Winckelmannsfeste 1877 feierlich eröffnet wurde, und Henzen konnte in der hiebei gehaltenen Festrede mit hoher Befriedigung auf die Entwicklung der Anstalt blicken. Unterdessen war (1872) von den Gründern des Corpus Inscriptionum zur Ergänzung desselben die „Ephemeris epigraphica“ ins Leben gerufen worden, sowie ein „Bulletino della commissione archeologica di Roma“ (Organ der italienischen Regierung) herausgegeben wurde. Neben der Beteiligung an Renier's Ausgabe der Werke Borghesi's (1862—85, 9 Bände) und zahlreichen kleineren Aufsätzen in den Publikationen des Institutes, sowie Beiträgen zum Rheinischen Museum, den Jahrbüchern für rheinländische Alterthumskunde u. dgl., war es hauptsächlich die Bearbeitung der römischen Stadtinschriften („Inscriptiones urbis Romae latinae. Collegerunt W. Henzen et J. B. de Rossi, ediderunt Eug. Burmann et W. Henzen“. 1877—85, d. h. Corpus Inscriptionum latin. Vol. VI, Pars 1. 2. 5), durch welche er im Zusammenhalte mit erwähnten früheren Leistungen sich den Ruhm erwarb, neben Mommsen und De Rossi zu den bedeutendsten Vertretern der Epigraphik gezählt zu werden. Die Stellung De Rossi's, welcher Vertreter der unter päpstlicher Leitung stehenden christlichen Archäologie war, gegenüber der italienischen Regierung hat Henzen stets in ebenso verdienstlicher als erfreulicher Weise intact erhalten. Im Januar 1886 hatten sich behufs der Feier des siebenzigsten Geburtstages Henzen's 250 Fachgenossen vereinigt, ihm eine Marmorbüste zu überreichen, welche im Sitzungssaale des Institutes ihre Aufstellung fand. In Folge einer Erkältung befahl ihm im Januar heurigen Jahres eine Bronchitis, während deren ein die Sprache lähmender Schlaganfall eintrat, und am 27. d. Mts. verschied er sanft. An der Beerdigung, welche auf dem Friedhofe zwischen dem Monte Testaccio und der Pyramide des Cestius stattfand, beteiligten sich

Vertreter aller gebildeten Nationen. Nur wohlverdiente Anerkennung war es, dass das römische Municipium die Aufstellung einer zweiten Büste Henzen's auf dem Capitol im Saale der Consular-Fasten beschloss, sowie dass er Mitglied der Accademia dei Lincei wurde und (1867) die Aufnahme unter die auswärtigen Mitglieder unserer Akademie fand. In der Sitzung des archäologischen Institutes vom 11. Februar sprachen De Rossi und Helbig zum Gedächtnisse an den Verstorbenen. (Ausführliches bei Ad. Michaelis im Jahrbuch des kaiserl. deutschen Archäol. Instituts, Bd. II, Heft 1, 1887).

Der Classensekretär Herr von Giesebrecht sprach:

Auch die historische Classe hat im vergangenen Jahre mehrere auswärtige Mitglieder durch den Tod verloren. Am 23. Mai verschied zu Berlin der Wirkliche Geheime Rath Professor Dr. Leopold von Ranke, seit 1832 korrespondirendes, seit 1858 auswärtiges Mitglied unsrer Akademie; zu seinem Ehrengedächtniss wird noch in dieser Sitzung eine Rede gehalten werden. Am 24. Mai starb zu Berlin der Geheime Regierungsrath Professor Dr. Georg Waitz, Vorsitzender der Centraldirektion der Monumenta Germaniae historica, seit 1859 auswärtiges Mitglied unsrer Akademie, und am 21. Juli zu Ansbach der Geheime Oberregierungsrath a. D. Professor Dr. Max Duncker, seit 1871 auswärtiges Mitglied unsrer Akademie.¹⁾

Der Classensekretär verwies sodann auf die nachstehenden Nekrologe auf Waitz und Duncker; die Gedächtnissrede auf Ranke wird besonders in den Schriften der Akademie veröffentlicht werden.

1) Am Tage der öffentlichen Sitzung war es der Akademie noch nicht bekannt, dass auch ein vierter Verlust sie betroffen hatte. Am 18. März dieses Jahres war der Staatsrath Dr. Federik Ferdinand Carlson, seit 1875 auswärtiges Mitglied, gestorben. Ein Nekrolog auf ihn wird später veröffentlicht werden.

Georg Waitz

wurde am 9. Oktober 1813 zu Flensburg im Herzogthum Schleswig geboren. Der Vater, obwohl Norweger von Geburt, gehörte einer hessischen Familie an, die Mutter war eine Flensburgerin, und in dem Hause, wie in der Stadt war Alles durch und durch deutsch. Der Vater, der ein kaufmännisches Geschäft betrieb, hatte in den Kriegsjahren schwere Verluste erlitten und war öfters zum Wechsel des Aufenthalts genöthigt; die Erziehung des Knaben fiel deshalb besonders der Mutter zu. Im Jahre 1826 trat er in das Flensburger Gymnasium ein und zeigte schon hier Neigung zu historischen Studien; er beschäftigte sich besonders gerne mit Niebuhrs Römischer Geschichte. Die Universitätsstudien begann er 1832 in Kiel. Seine Absicht war damals, sich der Jurisprudenz zuzuwenden, daneben aber, soweit es möglich, Geschichte zu treiben. Nach einem Jahre verliess er Kiel, wo er manche Förderung gefunden hatte, und bezog die Universität Berlin.

Drei Jahre, die für seine ganze Zukunft entscheidend geworden sind, hat er dann zur Vollendung seiner Studien in Berlin zugebracht. Unter den juristischen Professoren zogen ihn besonders Savigny und Homeyer an; die Vorträge des Letzteren wirkten so auf ihn, dass er eine Zeit lang daran dachte, das Studium des deutschen Rechts zu seiner Lebensaufgabe zu machen. Auch philologische und philosophische Vorlesungen hörte er fleissig, und sehr förderlich war es für ihn, dass er Lachmann persönlich näher treten durfte, der ihm immer ein Vorbild in echt kritischer Methode geblieben ist. Mehr und mehr machte sich jedoch seine Vorliebe für die geschichtlichen Studien geltend. Von Anfang seines Berliner Aufenthalts an hatte er an den historischen Uebungen Antheil genommen, welche damals Wilken hielt, und war dadurch in die Quellenschriftsteller des früheren

Mittelalters eingeführt worden; von grossem Vortheil war es zugleich für ihn, dass Wilken, der Oberbibliothekar war, ihm die freie Benützung der königlichen Bibliothek erlaubte. Doch als das grösste Glück erwies sich, dass er alsbald in persönliche Beziehungen zu Ranke kam; denn erst hierdurch reifte in ihm der Entschluss, sich ganz dem Geschichtsstudium zuzuwenden.

Waitz gehörte zu den Ersten, die Ranke zu den von ihm begonnenen Uebungen zuliess. Durch diese kam Waitz in nähere Verbindung mit einigen anderen Studenten, unter denen er sich vornehmlich zu Adolf Schmidt hingezogen fühlte, mit dem ihn der gleiche Eifer für exakt kritische Forschung verband. Auf Rankes Anregung stellte die philosophische Fakultät 1834 als historische Preisaufgabe eine Darstellung der Thaten König Heinrichs I. Mehrere Bearbeitungen gingen ein, von denen die von Waitz den Preis erhielt. Der günstige Erfolg des Preisausschreibens gab dann den Anlass, dass Ranke mehrere seiner Schüler zu einer gemeinsamen Arbeit über die Geschichte des deutschen Reichs zur Zeit der sächsischen Kaiser aufforderte. Es waren ausser Waitz Wilhelm Dönniges, Siegfried Hirsch, Rudolf Köpke, Roger Wilmans und ich, der ich allein aus diesem Kreise noch am Leben bin. Diese gemeinsame Arbeit war nun für die nächste Zeit der Mittelpunkt von Rankes historischen Uebungen. Wir alle liessen es an Eifer nicht fehlen, aber vor Allem war es Waitz zu danken, wenn das Unternehmen glücklich durchgeführt wurde. Ihn beschäftigte nicht allein der ihm zugefallene Antheil (Jahrbücher Heinrichs I.), sondern auch für alle anderen Abtheilungen machte er gründliche Studien und unterzog die Arbeiten seiner Commilitonen einer durchgreifenden Kritik. Es ist bekannt, dass seit der Herausgabe der „Jahrbücher“ man von einer Ranke'schen Schule zu sprechen anfing, und durchaus begründet, wenn man in dieser Waitz die erste Stelle angewiesen hat. Aus

der Arbeitsgemeinschaft bildete sich eine Geistesgemeinschaft, welche lange die Studienzeit überdauert hat; Alle, die damals Waitz näher getreten, sind ihm zeitlebens freundschaftlich verbunden geblieben.

Bei seinen ausgedehnten Studien über die Quellen der mittelalterlichen Geschichte war Waitz besonders auf die ersten Partien des *Chronicon Urspergense* aufmerksam geworden, und auf diese bezog sich auch die Dissertation, die er zur Erlangung des Doktorgrades der philosophischen Fakultät der Berliner Universität eingereicht hatte. Seine Promotion erfolgte am 18. August 1836, und bald darauf verliess er Berlin. Es war ihm auf Rankes Empfehlung eine Stelle als Mitarbeiter an den *Monumenta Germaniae* von Pertz angeboten und von ihm bereitwillig angenommen worden. Er siedelte deshalb nach Hannover über, wo er von Pertz in der freundlichsten Weise aufgenommen wurde. Ueber fünf Jahre lebte er dann hier in höchst angenehmen Verhältnissen. Er konnte die Studien, in denen er bereits seine Lebensaufgabe erkannt hatte, in voller Freiheit fortsetzen; zugleich war er durch Pertz in einen Kreis bedeutender Männer eingeführt worden, der ihm reiche Belehrung und Anregung bot. Als mit dem Regierungsantritt Ernst Augusts die Verfassungskämpfe in Hannover begannen, gewann er auch für die Politik lebhaftes Interesse.

Mit den Berliner Freunden blieb er in steter Berührung. Erst im Jahre 1837 wurden die Jahrbücher Heinrichs I. veröffentlicht, und zwei Jahre später die mit S. Hirsch gemeinsam verfasste Schrift über die Echtheit des *Chronicon Corbeiense*, welche schon in Berlin begonnen und 1838 von der Gesellschaft der Wissenschaft zu Göttingen mit einem Preis gekrönt war. Aber hauptsächlich nahmen Waitz doch jetzt die Arbeiten für die *Monumenta Germaniae* in Anspruch. Eine grössere Zahl von Quellenschriftstellern des Mittelalters wurde von ihm für die Herausgabe bearbeitet; daneben

schrieb er mehrere Aufsätze für das Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und setzte das für die Zwecke der Monumenta angelegte Direktorium der Quellen der deutschen Geschichte des Mittelalters fort. Von grossem Nutzen waren für ihn die wissenschaftlichen Reisen, die er mehrfach von Hannover aus zu unternehmen hatte. So verlebte er den Winter von 1839 auf 1840 in Paris, um die Schätze des Archivs und der Bibliothek für die deutsche Geschichte nutzbar zu machen. Es gelang ihm damals in einer sehr alten Handschrift Lebensnachrichten über den Gothenbischof Ulfila, auf welche er vorher aufmerksam gemacht worden war, zu entziffern; er gab sie dann in seiner Schrift: „Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila“ 1840 heraus. Wenig später entdeckte er auf der Dombibliothek zu Merseburg jene merkwürdigen uralten Zauberformeln, die J. Grimm 1842 veröffentlicht hat.

Während Waitz so mitten in erfreulicher Thätigkeit stand, erhielt er eine Aufforderung, die erledigte ordentliche Professur für Geschichte an der Universität Kiel zu übernehmen. Der Ruf war für den jungen Historiker so ehrenvoll, dass er ihn unmöglich ablehnen konnte. Aber vor dem Antritt der Professur begab er sich im Sommer 1842 mit Pertz, der zu jener Zeit nach Berlin übersiedelte, noch einmal dorthin, um einige angefangene Arbeiten zum Abschluss zu bringen. Das Glück wollte, dass er damals in Clara Schelling, der zweiten Tochter des berühmten Philosophen, eine Lebensgefährtin fand; noch in Berlin wurde die Ehe geschlossen.

Im Oktober 1842 traf Waitz in Kiel ein. In die ihm schon von früher bekannten Verhältnisse der Universität lebte er sich leicht ein, und so jung er noch war, verschaffte er sich doch unter den Collegen und Studenten leicht Geltung. Die grösseren Vorlesungen, welche er über deutsche, schleswig-holsteinische und dänische Geschichte regelmässig hielt, waren inhaltreich und belehrend. Daneben behandelte

er in eingehenderer Weise einzelne Partien der deutschen Alterthümer, der deutschen Verfassungsgeschichte und der deutschen Historiographie des Mittelalters. Vorträge über die Germania des Tacitus gaben ihm Veranlassung, sich besonders mit der ältesten deutschen Verfassung zu beschäftigen und 1844 den ersten Band der deutschen Verfassungsgeschichte zu veröffentlichen, dem dann 1847 der zweite, auf das merovingische Reich sich beziehende Band folgte. Zugleich war er einer der eifrigsten Mitarbeiter der Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, die sein Freund Ad. Schmidt 1844 herauszugeben begann. Mit bemerkenswerther Schärfe verfocht er hier die Grundsätze der historischen Kritik, die er sich zu eigen gemacht hatte, gegen Alles, was ihm als Dilettantismus in der Historiographie erschien. So trat er auch Heinrich v. Sybel entgegen, mit dem er schon in den Ranke'schen Uebungen bekannt geworden war, der aber in seinem Buche über die Entstehung des deutschen Königthums Ansichten vorgetragen hatte, denen er widersprechen zu müssen glaubte. Sybel blieb ihm die Antwort nicht schuldig. Der Streit, der noch später fortgesetzt wurde, führte in der Sache zu keiner Verständigung, aber erfreulicher Weise zu engerer persönlicher Befreundung der Streitenden. Andere literarische Arbeiten von Waitz aus jener Zeit beziehen sich auf die Geschichte der Herzogthümer und wurden zunächst durch seine Stellung als Sekretär der schleswig-holstein-lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte veranlasst. So setzte er die begonnene Urkundensammlung in der Zeitschrift der Gesellschaft fort; die neue Serie dieser Zeitschrift erhielt den Titel: „Nordalbingische Studien.“

Die Zahl der Professoren, welche Neigung und Geschick haben sich eingehender mit den äusseren Angelegenheiten der Universitäten zu beschäftigen, ist nicht gross. Waitz hatte in hervorragender Weise die Gabe, sich leicht in verwickelten Verhältnissen zu orientiren und praktisch in die-

selben einzugreifen; es wurde ihm überdies durch die sichere und durchaus Vertrauen erweckende Art seines Auftretens sehr erleichtert. So gewann er bald Ansehen und Einfluss unter seinen Kieler Kollegen. Ein ausführlicher Bericht an die Regierung über die Zustände der Universität und manche wünschenswerthe Verbesserungen wurde ihm zur Abfassung übertragen. Bekanntermassen trat die Universität, als von dänischer Seite der Versuch gemacht wurde, die für Schleswig-Holstein gültige Successionsordnung zu beseitigen, sogleich mit voller Entschiedenheit für das gefährdete Deutschtum ein. Nachdem 1846 der „Offene Brief“ König Christians VIII. und das sogenannte Kommissionsbedenken, welches die Rechtfertigung geben sollte, erschienen war, unternahm eine grössere Zahl der Professoren eine eingehende Widerlegung des Kommissionsbedenkens, und auch Waitz war an derselben wesentlich betheilig. Ebenso schloss er sich in der holsteinischen Ständeversammlung, zu der er als Deputirter der Universität einberufen war, dem Protest gegen die Massregeln der Regierung an. Er machte sich dadurch in Kopenhagen missliebig, und als er 1847 einen Ruf nach Göttingen erhielt, geschah Nichts, um ihn in Kiel zu halten. So schwer ihm der Abschied von der Heimat fiel, entschloss er sich den Ruf anzunehmen.

Aber ehe er noch nach Göttingen übersiedeln konnte, traten Ereignisse ein, die es ihm unmöglich machten, sich von seinen bisherigen Verhältnissen zu lösen. Im März 1848 erhoben sich die Herzogthümer gegen die dänische Herrschaft. Waitz begab sich, nachdem er seine Familie nach Altona gebracht, nach Rendsburg und stellte sich der provisorischen Regierung zur Verfügung. Bald wurde er von ihr nach Berlin gesandt, zunächst um für die preussischen Truppen den Befehl zum Ueberschreiten der Eider zu erwirken, dann aber weiter die Interessen der Herzogthümer zu vertreten. Während seines dortigen Aufenthaltes wurde er in Kiel zum

Abgeordneten für die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. Mit Freuden nahm er das Mandat an. „Ich konnte denken“ — so hat er sich später geäußert — „für die nächste Zeit den Interessen der engeren Heimat und Deutschlands zu leben, mich an einem grossen vaterländischen Werk zu betheiligen.“ Mit ganzer Seele hat er dann an den Arbeiten der Nationalversammlung Antheil genommen, namentlich mit Dahlmann, Georg Beseler und Droysen, die ihm längst nahe standen, zusammenhaltend. Als Mitglied des Verfassungsansschusses und des Dreissigerausschusses zur Durchführung der Reichsverfassung war er bei den wichtigsten Kommissionsverhandlungen zugegen. Auch in die öffentlichen Verhandlungen hat er mehrmals als Redner wirksam eingegriffen. Mit seinen nächsten Freunden trat er entschieden für die bundesstaatliche Einigung Deutschlands mit der Spitze eines preussischen Erbkaiserthums ein. Als dann König Friedrich Wilhelm IV. die ihm angebotene Kaiserkrone ablehnte und in der Frankfurter Versammlung die bedenklichsten Zerwürfnisse entstanden, verliess Waitz mit Dahlmann und seinen anderen Freunden im Mai 1849 Frankfurt und begab sich alsbald nach Göttingen, um seine Professur anzutreten. Im Juni betheiligte er sich noch an der Gothaer Versammlung der erbkaiserlichen Partei, dann zog er sich von der politischen Thätigkeit zurück. So viele Enttäuschungen er in Frankfurt erfahren hatte, bekannte er doch später, dass ihm die dort verlebte Zeit eine sehr bedeutende gewesen sei, da er in ihr auch für seine Wissenschaft mehr gelernt habe, als in manchem Jahre gelehrter Arbeit.

Im Herbst 1849 begann Waitz seine Lehrthätigkeit in Göttingen mit einer Einleitung in die deutsche Geschichte. Von seinen Kieler Vorlesungen nahm er dann mehrere in Göttingen wieder auf, behandelte aber auch neue Gegenstände. So zog er in den Kreis seiner Vorträge die all-

gemeine Verfassungsgeschichte seit dem Anfange des Mittelalters bis zur Gegenwart und die neueste deutsche Geschichte, übernahm auch nach Roschers Abgang die Vorlesungen über Politik. Allmählich bildete sich ein Cyklus von sechs Vorlesungen, die in regelmässigem Turnus wiederkehrten. Waitz, dem Savignys Vortragsweise immer als Vorbild vorschwebte, sprach gemessen, in gleichmässigem Tone, scheinbar ohne innere Erregung. Bei verschiedenen Gelegenheiten hat er gezeigt, dass ihm die Fähigkeit zu das Gefühl anregender, tief ergreifender Rede nicht fehlte, aber in seinen Vorlesungen vermied er jedes rhetorische Pathos und schien nur darauf bedacht, die Thatsachen klar, vollständig und geordnet darzulegen. Die Mehrzahl der Studirenden zogen diese Vorträge nicht sonderlich an, doch sammelte sich immer eine stattliche Zahl strebsamer Jünger um sein Katheder, die aus denselben nachhaltigen Gewinn zogen.

Neben den Vorlesungen hielt Waitz in Göttingen von Anfang an „Historische Uebungen“, deren Bedeutung er einst in Berlin hatte kennen lernen. Zuerst wurden sie wenig besucht, meist nur von Philologen und Juristen, aber mehr und mehr fanden sich auch solche ein, welche die Geschichte zu ihrem Hauptstudium machen wollten. Den Mittelpunkt der Uebungen bildeten natürlich Quellenuntersuchungen, und nach dem Gange, den Waitz in seinen eigenen Studien genommen hatte, bezogen sich diese Untersuchungen meist auf das Mittelalter. Er legte entweder selbst kritische Fragen vor, die ihn zur Zeit besonders beschäftigten, oder unterwarf ihm vorgelegte Arbeiten von Studenten einer eindringenden Kritik. Seine Prüfung erstreckte sich bis auf das geringste Detail, und indem er nicht nur das Verfehlte rügte, sondern auch den Weg zeigte, wie die Untersuchung richtig zu führen sei, war er für die angehenden Historiker ein unvergleichlicher Lehrer. Mit seiner imponirenden Autorität und der Sicherheit seines Urtheils verband sich ein aufrichtiges Wohl-

wollen gegen alle seine Schüler, so dass sie auch sein Tadel mehr aufmunterte, als verletzte.

Für diese Lehrthätigkeit, die recht eigentlich Waitzs Neigung und Beanlagung entsprach, war in Göttingen der günstigste Boden. Die historischen Studien waren hier von Alters her mit besonderer Vorliebe getrieben und hatten der Universität nicht geringen Glanz verliehen. Die Bibliothek war für dieselben in reichster Weise ausgestattet und auch den Studierenden bequem zugänglich. Das Leben der Stadt concentrirte sich um die Universität und förderte mehr wissenschaftliche Beschäftigungen, als es zu Zerstreungen Anlass bot. Was durch die von Waitz geleiteten Uebungen hier erreicht wurde, zeigte sich bald in einer Reihe von werthvollen Dissertationen, die allgemeine Anerkennung fanden. Der Ruf der Göttinger historischen Schule verbreitete sich weiter und weiter; nicht nur aus deutschen Ländern, sondern auch aus Frankreich und Italien kamen junge Historiker herbei, um die Anleitung von Waitz zu geniessen. Die Zahl seiner Schüler wurde so gross, dass er die Uebungen in zwei Abtheilungen halten musste und auch so nicht alle Meldungen annehmen konnte. Der Segen, den Hunderte von jungen Gelehrten durch seine wissenschaftliche und persönliche Einwirkung gewonnen haben, kann nicht hoch genug angeschlagen werden; Viele von ihnen haben sich bei seinen Lebzeiten oder nach seinem Tode gedrungen gefühlt öffentlich auszusprechen, wie vielen Dank sie ihm schuldeten. Selten hat ein Lehrer dankbarere Schüler gehabt, und nicht Wenige von ihnen sind später zu Lebensstellungen gelangt, wo sie die in Göttingen empfangenen Lehren weiter verbreiten konnten.

Waitz fühlte sich im Kreise seiner Schüler glücklich, nicht minder beglückt durch das Vertrauen seiner Collegen. Auch in Göttingen fand er, wie in Kiel, bald Gelegenheit seine Geschäftskennntniss und Geschäftsgewandtheit zur Geltung

zu bringen. Wiederholt hat er als Prorektor an der Spitze der Universität gestanden, und immer ist er in der akademischen Körperschaft, wie in der Gesellschaft der Wissenschaften eines der einflussreichsten Mitglieder gewesen. Er liebte geselligen Verkehr mit den ihm durch sein Amt oder verwandte Gesinnung näher Stehenden; denn der nach aussen meist so ernst erscheinende Mann mischte sich gern unter Fröhliche und war unter ihnen voll Scherz und heiterer Laune. Auch die geselligen Beziehungen waren für ihn in Göttingen höchst angenehme.

Unausgesetzte Beschäftigung mit der Tagesliteratur war ihm Lebensbedürfniss. Er las viel, auch belletristische Werke; aber vor Allem entging ihm Nichts, was für die Geschichte, namentlich die deutsche, irgend welche Bedeutung hatte. Sobald ihm eine neue Erscheinung ein näheres Interesse darbot, liebte er es auch öffentlich sein Urtheil darüber auszusprechen. Es ist sehr zu beklagen, dass die älteren Historiker meist wenig Neigung mehr zeigen, sich an der literarischen Kritik zu betheiligen, und um so rühmlicher, dass Waitz darin nie ermüdete. Er war kein milder Kritiker, aber sein Urtheil wurde, indem er tief auf den Gegenstand einging, stets der Sache förderlich. Die Zahl der von ihm geschriebenen Recensionen ist eine sehr grosse und weitaus in den meisten Fällen haben sie den Autoren, auch wenn sie über manche Bemerkungen sich beklagten, doch wesentlich genützt. Es galt schon als Empfehlung, wenn Waitz ihr Buch einer Besprechung gewürdigt hatte.

Noch mehr als diese kritischen Excursionen beschäftigte ihn die Förderung seiner eigenen literarischen Arbeiten. Sie standen zuerst noch mit den bereits in Kiel begonnenen Studien in Verbindung. In den Jahren 1851—1854 veröffentlichte er zwei Bände von „Schleswig-Holsteins Geschichte“, denen noch ein dritter folgen sollte. Die umfassenden archivalischen Studien, die er für dieses Werk gemacht, hatten

ihm zugleich eine so reiche Ausbeute für die Geschichte Lübecks in der Zeit Jürgen Wullenwevers ergeben, dass er sie glaubte in einer eigenen Monographie verwerthen zu müssen. Dies geschah in dem dreibändigen Werke: „Lübeck unter Jürgen Wullenwever und die europäische Politik“ (1855. 1856). Der dritte Band der schleswig-holsteinischen Geschichte ist nie erschienen. Für die nächste Zeit nahm ihn besonders die Fortsetzung der deutschen Verfassungsgeschichte in Anspruch. Der dritte und vierte Band, welche die karolingische Zeit betreffen, wurden 1860 und 1861 veröffentlicht, und unausgesetzt ist dann Waitz mit den Arbeiten theils für die weitere Fortsetzung des Werks, theils für die neuen Auflagen der ersten Bände beschäftigt gewesen. Ueberdies veranlassten ihn Angriffe, besonders von juristischer Seite, die sich bald gegen einzelne Aufstellungen, bald gegen seine Behandlung der Verfassungsgeschichte im Allgemeinen richteten, wiederholt zu Erwiderungen. Auch die sehr umfassenden und mühevollen Vorarbeiten für die letzten vier Bände, in welchen die deutsche Reichsverfassung von der Mitte des neunten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts behandelt wird, sind noch vollständig in Göttingen gemacht worden, wenn auch der Schluss des Werkes erst später an die Oeffentlichkeit trat. Mögen manche Einwendungen gegen dieses Hauptwerk von Waitz nicht unbegründet sein, die ausserordentliche Bedeutung desselben ist unbestreitbar. Es ist darin das weiterstreute Material für die deutsche Verfassungsgeschichte in bisher unerreichter Vollständigkeit gesammelt und kritisch gesichtet, zugleich aber unter Abweisung haltloser Hypothesen die richtige Verwerthung desselben gezeigt worden.

Eine grössere Zahl kleinerer Abhandlungen und Aufsätze sind theils durch Waitzs Stellung in der Gesellschaft der Wissenschaften, theils durch seine Uebungen veranlasst worden. Sie gehören zu seinen vollendetsten Produktionen.

Sie beziehen sich meist auf die deutsche Geschichte, namentlich im Mittelalter, und zeigen seine Meisterschaft in der Detailforschung im hellsten Lichte. Andere Schriften standen mit seinen Vorlesungen in Verbindung; so die „Grundzüge der Politik“ (1862) und die Neubearbeitung von „Dahlmanns Quellenkunde der deutschen Geschichte“ (1869 und dann noch zweimal aufgelegt). Durch die verwandtschaftlichen Beziehungen Waitzs zur Schelling'schen Familie wurde die Herausgabe der für die Literaturgeschichte wichtigen Briefe Carolinas, der ersten Gemahlin Schellings, in zwei Bänden (1871) veranlasst.

Inzwischen hatte Waitz auch noch in einem weiteren Kreise zu literarischer Thätigkeit und Anregung Gelegenheit gefunden. Als König Maximilian II. die historische Kommission bei unsrer Akademie begründete, erschien es als selbstverständlich, Waitz zu den Arbeiten derselben heranzuziehen. Durch einen Zufall konnte er der Einladung zu der vorbereitenden Versammlung im Herbst 1858 nicht Folge leisten, aber dann hat er allen Plenarversammlungen der Kommission bis an sein Lebensende beigewohnt. Er selbst hat ausgesprochen, wie er da das Fördernde des Verkehrs mit Freunden und Fachgenossen vielfach empfunden habe, aber nicht minder hat die Kommission öffentlich bekannt, wie sie ihm zum grössten Dank verpflichtet sei. Er traf hier mit manchen Gelehrten zusammen, mit denen er früher in literarischer Fehde gestanden hatte, aber doch gehörte er zu denen, die am festesten das freundschaftliche Band unter allen Kommissionsmitgliedern zu knüpfen und zu erhalten wussten. Eifriger hat Niemand als er an allen Arbeiten Antheil genommen; selbst die äusseren Verhältnisse der Kommission hat er immer im Auge behalten. Auf seine Anregung wurde die Herausgabe der „Forschungen zur deutschen Geschichte“ unternommen und bei den 26 Bänden, zu denen diese Zeitschrift angewachsen ist, hat er die Hauptredaktion

geführt. Den auf Rankes Antrieb herausgegebenen „Jahrbüchern des deutschen Reichs“ wandte er von Anfang an lebhafteste Theilnahme zu. Mehrere der in diesem Sammelwerke enthaltenen Monographien sind von ihm vor dem Drucke einer Revision unterzogen worden; er selbst veröffentlichte hier eine Neubearbeitung seiner Geschichte Heinrichs I. (1863), die später (1885) noch eine neue Auflage erlebte. Nach dem Tode Lappenbergs liess er sich auch die Herausgabe der „Hanserecesse“ besonders angelegen sein. Nicht geringeres Interesse, als der Münchner historischen Kommission, schenkte er dem 1870 gestifteten hansischen Geschichtsverein und nahm an den Arbeiten desselben den fruchtbarsten Antheil. Auch dem Verwaltungsausschuss des germanischen Museums in Nürnberg hat er längere Zeit angehört und sich um dieses grosse nationale Institut manche Verdienste erworben.

Während seine Thätigkeit sich so weithin über die deutschen Länder erstreckte, wurzelte er mit seinen persönlichen Verhältnissen immer fester in Göttingen und in dem hannoverischen Lande. Nachdem ihm nach fünfzehnjähriger höchst glücklicher und mit Kindern reichgesegneter Ehe seine erste Gemahlin durch den Tod entrissen war, hatte er sich nach Jahren trauriger Vereinsamung mit Julie von Hartmann, der jüngsten Tochter des durch seine Kriegsthaten in der englisch-deutschen Legion rühmlichst bekannten Generals, vermählt und war dadurch zu vielen Familien in Hannover in nähere Beziehungen getreten. Obgleich er längst an die Rückkehr in seine Heimat nicht mehr dachte, nahm er doch an den Bedrängnissen derselben noch immer den innigsten Antheil. Als nach dem Tode König Friedrichs VII. von Dänemark 1863 die schleswig-holsteinische Succession zu einer brennenden Frage wurde, trat er entschieden für das Recht des Herzogs Friedrich von Augustenburg ein und verfasste zum Nachweise dieses Rechts die „Kurze schleswig-holsteinische

Geschichte.“ So fest er an seiner Ueberzeugung hielt, dass eine festere Einigung Deutschlands nur unter Preussens Leitung zu erreichen sei, missbilligte er doch die mehr und mehr hervortretenden Bestrebungen der preussischen Politik das unmittelbare Staatsgebiet zu erweitern. Die Annexion Schleswig-Holsteins und Hannovers war für ihn ein harter, schwer zu verwindender Schlag. Mit tiefem Schmerz trug er das Unabänderliche, und erst die glorreichen Siege der Deutschen im Jahre 1870, die Herstellung des deutschen Reichs und Kaiserthums vermochten bei ihm die Erinnerungen an das Jahr 1866 zurückzudrängen. Das Wichtigste von dem, was er mit seinen Gesinnungsgenossen einst in Frankfurt erstrebt hatte, sah er schliesslich doch erreicht, wenn auch in andrer Weise, als er gewünscht hatte.

Als im August 1874 seine zahlreichen Schüler den fünf- undzwanzigjährigen Bestand der historischen Uebungen in Göttingen feierten und auch die Universität und die Gesellschaft der Wissenschaften Antheil nahmen, konnte es scheinen, als ob er noch lange hier seine gesegnete Wirksamkeit fortsetzen werde. Dennoch stand es schon damals ausser Zweifel, dass er demnächst Göttingen verlassen sollte. Es war nothwendig, nachdem Pertz der Herausgabe der *Monumenta Germaniae* bei seinem Alter nicht mehr gewachsen war, das grosse nationale Unternehmen unter eine andere Leitung zu stellen. Es wurde beschlossen eine Centraldirektion zu errichten, welche der Akademie der Wissenschaften in Berlin angeschlossen werden und dort ihren Sitz haben sollte, doch sollten auch die Akademien in Wien und München Mitglieder derselben erwählen. Der Vorsitz und die Geschäftsleitung sollte einem in Berlin ansässigen Mitgliede der Centraldirektion übertragen, der Arbeitsplan aber alljährlich im Wesentlichen in einer Plenarsitzung festgestellt werden. Sollte die neue Direktion sich bewähren, so kam selbstverständlich auf die Person des Vorsitzenden das Meiste an,

und für diese Stellung musste Niemand geeigneter erscheinen, als Waitz, der von dem Anfang seiner wissenschaftlichen Laufbahn an nicht nur an dem grossen Quellenwerke gearbeitet, sondern es stets gleichsam auf dem Herzen getragen hatte. So Vieles ihn auch an Göttingen fesselte, er musste sich doch entschliessen die ihm dargebotene Stellung anzunehmen und 1875 nach Berlin überzusiedeln.

Obwohl in den Jahren schon vorgerückt, widmete Waitz sich mit voller und ganzer Kraft der neuen grossen ihm gestellten Aufgabe. In weiterem Umfange als früher wurden die Arbeiten für die Monumenta, für welche auch weit grössere Mittel nun zu Gebote standen, angegriffen. Die hervorragendsten Gelehrten übernahmen die Leitung solcher Abtheilungen, die bisher nicht über einen allgemeinen Plan hinausgekommen waren. Die weitere Herausgabe der Abtheilung: *Scriptores*, die Pertz am weitesten gefördert hatte, übernahm Waitz selbst, und in rascher Folge erschienen sechs neue Bände; daneben trug er Sorge die Zahl der kleinen, sogenannten Schulausgaben besonders wichtiger Quellenschriften zu vermehren. Aber auch für die anderen Abtheilungen wurde mit Eifer gearbeitet, so dass zahlreiche Publikationen erfolgen konnten, und wie überall war auch hier Waitz mitthätig. Mit zahlreichen Beiträgen bedachte er das „Neue Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde“, welches unter der Redaktion Wilhelm Wattenbachs von der Centraldirektion herausgegeben wurde. Mehrmals hat er für Arbeiten der Monumenta neue Reisen nach Italien, Frankreich und England unternommen. Im Anfange seines Berliner Aufenthalts begann er noch zuweilen historische Uebungen nach Göttinger Weise, besonders um sich Hilfsarbeiter für die Monumenta heranzubilden, aber er gab es bald auf. Brachte er auch jetzt erst die Verfassungsgeschichte zum Abschluss und legte an einige ältere Schriften bei neuen Auflagen die bessernde Hand, so nahm er doch von grös-

seren neuen Arbeiten Abstand, um ganz für die Monumenta zu leben.

Von seinen Freunden und Verehrern wurden ihm an seinem siebenzigsten Geburtstage vielfache Glückwünsche und Ehrungen dargebracht. Da er noch in voller Rüstigkeit stand, liess sich erwarten, dass ihm noch viele Jahre freudigen Schaffens vergönnt sein würden; auch als er noch zweimal später nach München zurückkehrte, erfreute er uns durch seine Kraft und Frische. Im Winter von 1885 auf 1886 begann er zu kränkeln, aber bei seiner so festen Natur hegten weder er noch die Seinen ernste Besorgnisse. Als aber in den Tagen vom 13.—15. April unter seiner Leitung die Plenarsitzung der Centraldirektion der Monumenta Germaniae abgehalten wurde, zeigten sich schon Symptome eines tiefer liegenden Leidens. Nur mit grösster Anstrengung bewältigte er noch die dringendsten Geschäfte, welche ihm in Folge der Plenarsitzung oblagen. Die Krankheit, die als Anämie des Gehirns bezeichnet wurde, machte unaufhaltsam rapide Fortschritte, und bald musste man sein nahes Ende befürchten. Die Nachricht von seiner schweren Erkrankung erregte nahe und fern die lebhafteste Theilnahme. Ranke, schon selbst auf dem Sterbelager, war mit seinen Gedanken bei dem leidenden Schüler und Freunde, der ihm unmittelbar in das Grab folgen sollte. Rankes Leiche war noch nicht zur Erde bestattet, als auch Waitz ausgelitten hatte. Er verschied in der Mitternachtsstunde des 24. Mai 1886.

Immer wird sein Name neben dem Rankes genannt werden, und doch waren beide so durchaus verschieden geartet. Nach Beanlagung, Lebensverhältnissen und Denkart stand Waitz Pertz und Dahlmann näher, als Ranke. Aber es knüpfte ihn an diesen das festeste Band der Pietät, und so verbunden wussten sich der Altmeister der deutschen Historiographie und sein Jünger, der selbst zu einem der ersten Meister historischer Forschung gereift war, in der

förderlichsten Weise zu ergänzen. In der Ehrfurcht vor seinem Lehrer hat Waitz auch alle seine zahlreichen Schüler erzogen.

Anerkennung ist Waitz in reichem Masse zu Theil geworden. Die Fürsten haben ihn mit ihren Orden geschmückt; er war Ritter der Friedensklasse des preussischen Ordens pour le mérite und des bayerischen Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft. Die deutschen Akademien und auch viele ausserhalb Deutschlands sind beflissen gewesen ihn unter ihre Mitglieder aufzunehmen. In allen wissenschaftlichen Kreisen war sein Name ein hochgefeierter. Doch Nichts erfreute ihn mehr, als die Beweise treuer Anhänglichkeit, welche ihm bei jeder Gelegenheit von seinen alten Schülern dargebracht wurden. Schon rüsteten sie sich sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum am 18. August 1886 festlich zu begehen. Sie wollten da ein gemeinsames Werk, welches ihm und seiner Schule zur Ehre gereichte, ihm überreichen. Sie haben es nicht mehr in seine Hand legen können, aber auch so wird es das Andenken an die Waitz'sche Schule erhalten.¹⁾ So lange noch einer von seinen Schülern lebt, wird die Erinnerung an den theuren Lehrer lebendig bleiben, und nie kann in Vergessenheit kommen, wie viele und wie fruchtbare Anregungen er dem Studium unsrer vaterländischen Geschichte gegeben hat. Wie dieses Studium jetzt besteht, ist es zum grossen Theil auf sein Verdienst zurückzuführen.²⁾

1) Es ist unter dem Titel: „Historische Aufsätze, dem Andenken an Georg Waitz gewidmet.“ erschienen.

2) Benutzt sind die Autobiographie vom Jahre 1862 in der Deutschen Nationalbibliothek, herausgegeben von Ferd. Schmidt, die bibliographische Uebersicht über Waitzs Werke, zusammengestellt von E. Steindorff (Göttingen 1886), der Nachruf von H. v. Sybel (Histor. Zeitschrift, Neue Folge Bd. XX), die Gedächtnissreden von W. Wattenbach in der Berliner Akademie der Wissenschaften, von L. Weiland in der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, von F. Frensdorff in

Max Duncker

wurde am 15. Oktober 1811 in Berlin geboren. Der Vater, Inhaber der damals dort ansässigen, durch ihren ausgedehnten Verlag bekannten Buchhandlung Duncker und Humblot, stand in reger Verbindung mit vielen wissenschaftlich bedeutenden Männern der Stadt, denen so auch der Sohn schon früh nahe treten konnte. Nachdem Max auf dem Friedrich-Wilhelmsgymnasium eine gründliche philologische Vorbildung gewonnen hatte, begann er seine Universitätsstudien in Berlin; seine Neigung zu Alterthums-, historischen und philosophischen Studien führte ihn in die Vorlesungen von Hegel, Böckh und Ranke. Von Berlin begab er sich nach Bonn, wo er sich besonders Löbell anschloss. Hier entsprach er auch seiner militärischen Dienstpflicht, indem er bei dem dortigen Uhlanenregiment eintrat. Nach vollendeten Universitätsstudien wurde er 1834 in Berlin zum Doktor der Philosophie promovirt. Seine Absicht war schon damals sich ganz dem Geschichtsstudium zuzuwenden, und er wünschte sich demnächst an einer Universität als Docent zu habilitiren.

Diesen Wunsch sollte er nicht so bald erreichen. Er war in Bonn der Burschenschaft beigetreten, und als über diese eine langwierige Untersuchung verhängt wurde, sah auch er sich in dieselbe verwickelt. Er wurde zu sechsjähriger Gefängnisstrafe verurtheilt, aber glücklicher Weise nach sechsmonatlicher leichter Haft begnadigt. Dennoch verging noch längere Zeit, bis er sich endlich 1839 an der Universität Halle habilitiren durfte. Durch die Habilitation ist seine gelehrte Schrift: „*Origines Germanicae*“ veranlasst worden, durch welche die keltische Urgeschichte des süd-

dem Hansischen Geschichtsverein (*Hansische Geschichtsblätter* Jahrgang 1886), die Nekrologe von A. Kluckbohn (*Allgemeine Zeitung* 1886. Nr. 273. 275. 293. 298), G. Monod (*Revue historique* T. XXXI) und H. Grauert (*Historisches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft* Bd. VIII).

lichen Deutschlands dankenswerthe Aufklärungen erhielt. Als Duncker nach Halle kam, fand er die gebildeten Kreise der Stadt in lebhafter Bewegung. Die von Ruge und Echtermeyer herausgegebenen: „Halleschen Jahrbücher“ hatten eine heftige Opposition hervorgerufen, an deren Spitze Heinrich Leo stand. Auf beiden Seiten war man kampfeslustig, und der ursprünglich literarische Streit wuchs sich zu einem Kampf der liberalen und conservativen Partei aus, der nicht nur die Universität, sondern auch einen grossen Theil der Bürgerschaft aufregte. Duncker hielt zu den Liberalen und gewann bald unter ihnen eine angesehene Stellung. So entschieden in seinen Principien er war, übte er doch auf seine Parteigenossen einen mässigenden Einfluss. Es lag in seiner stattlichen Persönlichkeit eine imponirende Ruhe, und auch die früh ergrauten Haare gaben dem jugendlichen Manne eine gewisse Würde. So gewann er leicht einen ihm ergebenen Anhang und konnte dem stürmischen Drange hitzigerer Parteigenossen erfolgreich entgegenreten. Seine Vorlesungen an der Universität, besonders über alte Geschichte, übten damals keine besondere Anziehungskraft; es haftete an seiner Auffassung der Geschichte noch zu viel von den Formeln der Hegelschen Philosophie, um anregend zu wirken. Dennoch fand er Zuhörer, die sich ihm näher anschlossen, und nach drei Jahren wurde er zum ausserordentlichen Professor ernannt.

Mehr und mehr verwuchs er in die Halleschen Verhältnisse. Sein Ansehen wuchs dort in immer weiteren Kreisen, namentlich auch durch populäre Vorträge über Themata der neueren Geschichte und durch sein lebhaftes Interesse für alle Angelegenheiten der Stadt. Durch seine Vermählung mit Charlotte Gutike, der Tochter eines dortigen angesehenen Arztes, wurde ihm Halle noch heimischer, und sein Haus wurde bald der Mittelpunkt aller, die ihm in ihren Ansichten nahe standen. Wenn im März 1848, wo die politischen

Bewegungen an vielen anderen Orten zu traurigen Excessen führten, Halle von solchen verschont blieb, so war dies zum nicht geringen Theil seinem und seiner nächsten Freunde mässigendem Einflusse beizumessen. Mit grosser Majorität wurde er dann im Saalkreise zum Abgeordneten für die Frankfurter Nationalversammlung gewählt, und zwar im Gegensatz gegen die demokratische Partei.

Die Politik nahm ihn in den nächsten Jahren fast ganz in Anspruch. In Frankfurt war er einer der entschiedensten Anhänger der erbkaiserialen Partei. Wenn er in den öffentlichen Verhandlungen des Parlaments wenig als Redner hervortrat, so war er in den Parteiberathungen um so thätiger. Nach dem traurigen Ausgange der Frankfurter Nationalversammlung hat er sich mit den meisten seiner Gesinnungsgenossen, um die preussische Unionspolitik zu unterstützen, auch an der Gothaer Versammlung betheiligte und ist dann, wieder als Abgeordneter des Saalkreises, im Erfurter Parlament erschienen. In den Jahren 1849—1852 war er Mitglied des preussischen Abgeordnetenhauses, hier wie überall im Sinne der altliberalen Partei unermüdlich wirkend. Die Wege, welche die preussische Politik damals immer deutlicher einschlug und die zur Herstellung der alten Bundesverhältnisse führten, erschienen ihm durchaus verwerflich, und er hielt es für Pflicht in seiner berühmten Schrift: „Vier Monate auswärtiger Politik“ (1851) seine Meinung darüber rücksichtslos auszusprechen. Als für einen Mann seiner Ueberzeugungen in der Politik keine erfolgreiche Thätigkeit mehr möglich war, wandte er sich wieder ganz seiner akademischen Thätigkeit und seinen Studien zu.

Im Jahre 1852 erschien der erste Band seiner Geschichte des Alterthums, dem schon im nächsten Jahre der zweite folgte. Das Werk fand nach Verdienst allgemeine Anerkennung; schon 1855 war eine neue Auflage nöthig. In den Jahren 1856 und 1857 wurden der dritte und vierte Band

veröffentlicht und so die Darstellung bis zum zweiten Perserkriege fortgeführt. Es war eine schwer wiegende Leistung, die gereifte Frucht langer und weitausgedehnter Studien; zum ersten Male wurden hier die Resultate, welche die neuen Forschungen der Orientalisten ergeben hatten, für die allgemeine Geschichte verwerthet. Obwohl sich Duncker durch dieses Werk einen hervorragenden Namen unter den deutschen Historikern gewonnen hatte und auch seine Wirksamkeit auf dem Katheder gewachsen war, wurde ihm doch noch immer die Beförderung zum ordentlichen Professor in Preussen verweigert. So entschloss er sich 1857 einem Rufe an die Tübinger Universität zu folgen. Seine Vorträge fanden hier enthusiastischen Beifall; nicht allein die Studenten drängten sich zu ihnen, auch ältere Männer sammelten sich um sein Katheder. Der sittliche Ernst, die patriotische Wärme, die Klarheit des Urtheils, verbunden mit einer gewichtigen Persönlichkeit, verfehlten nicht einen tiefen Eindruck auf alle Zuhörer zu machen. Kaum hat sich Duncker je befriedigter gefühlt, als in dieser Zeit; stets hat er mit Sehnsucht an die schönen Tage in Tübingen zurückgedacht. Leider war seine Wirksamkeit dort auf wenige Semester beschränkt.

Als im November 1858 in Folge des Regierungswechsels in Preussen ein aus mehr der liberalen Partei geneigten Mitgliedern zusammengesetztes Ministerium an das Ruder kam, wurde alsbald Duncker aufgefordert als Hilfsarbeiter in das Staatsministerium einzutreten. So schwer es ihm wurde, sich von Tübingen loszureissen, glaubte er nach seiner durch und durch preussischen Gesinnung seine Dienste in Berlin nicht verweigern zu können, wenn man dieselben beanspruchte. So ging er dorthin und übernahm, mit dem Titel eines Geheimen Regierungsrathes bekleidet, die Leitung der Central-Pressstelle. Er konnte sich der Hoffnung hingeben, dass Preussen in den deutschen Angelegenheiten jetzt eine Politik einschlagen werde, wie er sie seit langer Zeit gewünscht

und empfohlen hatte, aber bald musste er erkennen, dass er sich hierin geirrt, und immer mehr befestigte er sich in der Ueberzeugung, dass ohne die Durchführung der Heeresreorganisation, die im Abgeordnetenhause auf den hartnäckigsten Widerstand stiess, eine energische Politik Preussens unmöglich sei. Seine an sich wenig befriedigende Stellung zu der officiellen Presse wurde ihm unleidlich, und schon war er gewillt 1861 den durch Dahlmanns Tod erledigten und ihm angebotenen Lehrstuhl der Geschichte in Bonn anzunehmen, als er als vortragender Rath in die Nähe des Kronprinzen berufen wurde.

Auch in dieser neuen Stellung, neben der er eine Zeit lang wieder im Abgeordnetenhause thätig war, suchte Duncker seine Ansichten über die Nothwendigkeit der Heeresreform und eines entschiedenen Eingreifens in die verworrenen deutschen Verhältnisse zur Geltung zu bringen. Bismark schien ihm der Mann, der durch seine Kraft und Energie aus den haltlosen Zuständen heraushelfen könnte, und freudig begrüsst er 1862 die Berufung desselben in das auswärtige Ministerium. Es zeigte sich, dass er sich nicht getäuscht hatte. Mit grosser Genugthuung erfüllten ihn die Erfolge der preussischen Politik im Jahre 1866. Beim Ausbruche des Kriegs wurde er nach Kurhessen geschickt, um die Beziehungen zwischen der preussischen Occupation und dem Lande zu vermitteln, aber bald auf seinen Wunsch wieder abberufen. Um dieselbe Zeit erhielt er auf sein Verlangen auch die Enthebung von seiner Stellung beim Kronprinzen. Im Jahre 1867 erschien er noch einmal, und wieder als Abgeordneter des Saalkreises, in dem konstituierenden Reichstage des norddeutschen Bundes und war hier mit mehreren seiner alten liberalen Gesinnungsgenossen für die Feststellung der Bundesverfassung thätig. Dann zog er sich von aller aktiven Theilnahme an der Politik zurück und widmete sich ganz seinen wissenschaftlichen Studien.

In dieser Zeit erhielt Duncker einen Ruf an die Universität zu Heidelberg, und die Erinnerung an die Tübinger Zeit liess ihn schwanken, ob er nicht noch einmal einen Lehrstuhl an einer süddeutschen Universität betreten solle. Aber es wäre ihm doch fast unmöglich gewesen, sich zum zweiten Male aus den preussischen Verhältnissen loszureissen. Ueberdies bot sich ihm jetzt in Berlin eine seinen wissenschaftlichen Neigungen entsprechende Thätigkeit, da ihm das Direktorium der preussischen Staatsarchive angeboten und er in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Später übernahm er noch Vorträge über die neuere Geschichte an der Kriegsakademie, und gerade diese machten ihm so grosse Freude, dass er sie bis an sein Lebensende fortsetzte.

Mit der Direktion der Staatsarchive war ihm eine nicht geringe Arbeitslast auferlegt. Es handelte sich zunächst darum, das Archivwesen der neuen Provinzen mit dem der alten in Verbindung zu bringen; daneben waren längst empfundene Uebelstände auch in den älteren Archiven zu beseitigen, Neubauten vorzunehmen und Geldmittel für die gesteigerten Ansprüche zu beschaffen. Die Verdriesslichkeiten dieser äusseren Geschäfte verleideten ihm mehr und mehr sein Amt und veranlassten ihn zu Neujahr 1874 den Abschied zu nehmen. Man hatte es ihm zu danken gehabt, wenn die Benützung der preussischen Archive erleichtert wurde, und er selbst hatte aus seiner Verwaltung den Vortheil gewonnen, für das Studium der preussischen Geschichte, die von jeher sein ganzes Interesse in Anspruch genommen hatte, das reichste und zuverlässigste Material zur Hand zu haben.

Seit seinem Rücktritt lebte Duncker fast ausschliesslich seinen literarischen Arbeiten. Er trat wenig mehr öffentlich hervor, doch stand er noch immer mit seinen alten Freunden und Gesinnungsgenossen in lebhaftem Verkehr. Niemand stand ihm näher als Droysen, mit dem er durch verwandte

Studien und gleiche Denkart längst verbunden war und der fast gleichzeitig mit ihm nach längerer Abwesenheit nach Berlin zurückgekehrt war. Aber auch viele andere Freunde, von nah und fern, mit denen er früher oder später in Verbindung gekommen, begegneten sich in seinem gastlichen Hause. An Allem, was Berlin geistig bewegte, nahm er Antheil, vor Allem sah er mit Freude auf die immer wachsende Machtstellung Preussens.

Seine literarischen Arbeiten bezogen sich zum grossen Theil auf die neuere preussische Geschichte. Wie er im Auftrage der Akademie der Wissenschaften sich in Gemeinschaft mit Droysen schon früher an der Herausgabe der Urkunden und Aktenstücke zur Geschichte des grossen Kurfürsten betheiligte hatte, so war er auch, wieder in Gemeinschaft mit Droysen, für die Publikation der Preussischen Staatsschriften aus der Regierungszeit König Friedrichs II. und der politischen Korrespondenz des grossen Königs thätig. Eine grössere Zahl sehr werthvoller Abhandlungen über die neuere preussische Geschichte veröffentlichte er in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der Zeitschrift für preussische Geschichte und Landeskunde, in den Preussischen Jahrbüchern und in der Historischen Zeitschrift; einige dieser Abhandlungen hat er dann in seinem Werke: „Aus der Zeit Friedrichs des Grossen und Friedrich Wilhelms III.“ 1876 wieder abdrucken lassen. Unausgesetzt setzte er zugleich seine Arbeiten für die Geschichte des Alterthums fort, die sich theils auf die Revision der früheren Abtheilungen theils auf die Fortsetzung bezogen. Wiederholentlich wurden neue Auflagen der ersten Bände erforderlich, und die forteilende Forschung machte durchgreifende Aenderungen und bedeutende Erweiterungen nothwendig. Die vier ersten Bände dehnten sich in den letzten Auflagen zu sieben aus, und dann erschienen 1884 und 1886 als längst ersehnte Fortsetzung ein achter und neunter Band.

So arbeitskräftig erschien noch Duncker, dass die philosophische Fakultät der Berliner Universität i. J. 1884 dem Wunsche Ausdruck gab, dass er die durch Droysens Tod erledigte Professur übernehme. Aber, obwohl er seine Vorlesungen an der Kriegsakademie noch nicht aufgegeben hatte, hielt er es doch nicht mehr an der Zeit in eine grössere Lehrthätigkeit wieder einzutreten. Wie nahe sein Ende sei, hat er kaum geahnt. Im Sommer vorigen Jahres wollte er nach alter Gewohnheit unsere bayerischen Alpen wieder besuchen. Auf der Reise erkrankte er plötzlich so schwer, dass ein schneller Tod zu befürchten war. Am 21. Juli verschied er in Ansbach. Das Grab wurde ihm in seiner Vaterstadt bereitet.

Dunckers grosses Werk, die Geschichte des Alterthums, ist unvollendet geblieben. Die ursprüngliche Absicht des Verfassers war, dasselbe bis zur Begründung der römischen Cäsarenherrschaft fortzuführen. Längst hatte er erkannt, dass er dieses Ziel nicht erreichen werde, aber er mochte noch hoffen die hellenische Geschichte zum Abschluss bringen zu können. Auch das ist ihm nicht vergönnt gewesen: mit der Zeit des Perikles endet die Darstellung. Aber ob unvollendet, wird das Werk immer einen Ehrenplatz in unsrer historischen Literatur behaupten.

Den grossen wissenschaftlichen Verdiensten Dunckers hat es an Anerkennung nicht gefehlt. Auch in Bayern hat man sie zu würdigen gewusst. Unsre Akademie hat ihn 1871 unter ihre auswärtigen Mitglieder aufgenommen und 1884 wurde er von dem hochseligen Könige Ludwig II. zum Ritter des Maximiliansordens für Kunst und Wissenschaft ernannt.¹⁾

1) Nach den Nekrologen von Heinrich von Treitschke (Preuss. Jahrbücher Bd. LVIII. S. 489 ff.) und Otto Nasemann (Grenzboten 1896. Bd. IV, S. 361 ff.) und nach eigenen Erinnerungen.